

Ruinen und Lost Places

Konturen eines transdisziplinären Forschungsfelds

Frank Schmitz und Joachim Otto Habeck

Ruinen rücken derzeit verstärkt in das öffentliche Bewusstsein. Die allgegenwärtigen Bilder zerstörter Orte in der Ukraine haben dabei unseren Blick seit Beginn des bewaffneten Konflikts im Februar 2022 stark gewandelt. Zumindest in der westlichen Welt hatten Ruinen zuvor mit wachsender zeitlicher Distanz zum Ende des Zweiten Weltkriegs einen Teil ihres Schreckens verloren. Die physischen Spuren von Kriegszerstörungen sind in den meisten europäischen Städten kaum noch unmittelbar abzulesen. Insbesondere aus deutscher Perspektive wurde die Wahrnehmung von ruinenhafter Architektur überlagert durch die Vielzahl leer gezogener Industriearale oder ehemaliger sowjetischer Truppenstandorte auf dem Gebiet der ehemaligen DDR, die nach dem Ende des Kalten Kriegs vielfach in einen Dornröschenschlaf fielen und oft als vergessene Orte neu entdeckt wurden.¹ Ihren Charme macht der Mehltau der schleichenden und teils natürlichen Verfalls- oder Verwitterungsprozesse aus, und gerade nicht die gewaltsame Zerstörung als Folge von Kriegseinwirkung. Doch auch diese Orte verschwinden zunehmend, da solche *lost places* insbesondere im weiteren Umfeld großer Städte dem aktuell wachsenden Druck des Immobilienmarkts zum Opfer fallen, sei es durch Renovierung und Aktivierung leer stehender Bauten zu Wohnzwecken, sei es durch Abriss und Neubau an gleicher Stelle. Wir können uns Ruinen nicht mehr ›leisten‹, weil Ressourcen begrenzt sind: Dies gilt nicht nur für den knappen Baugrund in urban verdichteten Räumen. Auch die materiellen und energetischen Ressourcen, die in verfallenden oder ruinösen Bauten stecken, müssen im Sinne eines nachhaltigen Bauens möglichst effizient genutzt werden.

Gleichzeitig entstehen derzeit vielerorts neue Ruinen, auch außerhalb von Kriegsgebieten, etwa wenn im Zuge des Klimawandels bestimmte Regionen menschenleer werden: So veröffentlichte das Institute for Economics and Peace (IEP) – eine globale Denkfabrik mit Hauptsitz in Sydney – bereits 2020 eine

¹ Vgl. zu diesen Phänomenen schleichenden Verfalls: Stephanie Herold: Bilder vergangener Utopien. Inszenierungen des Leerstands in der Bildproduktion der Urban Explorer. In: kritische berichte 3 (2018), S. 47–54; vgl. auch Julian Blunk: Vakanz. Ästhetische, semantische und zeitliche Dimensionen architektonischen Leerstands. Editorial. In: kritische berichte 3 (2018), S. 3–11.

Studie, der zufolge weltweit 31 Staaten bis 2050 infolge des Klimawandels de facto unbewohnbar sein könnten, also infolge von Stürmen, Fluten, Hitze oder Wasserknappheit.² Die Autor*innen der Studie sehen politische Konflikte eng an diese ökologischen Veränderungen geknüpft und prognostizieren umfangreiche Fluchtbewegungen der in diesen Regionen lebenden Menschen. Nicht im Fokus der Studie steht dabei die Frage, was aus den zurückbleibenden, dann leer stehenden Bauten wird. Zu kuriosen Sonderfällen der Sichtbarwerdung von Ruinen kommt es im Zuge längerer Trockenperioden jedoch auch in Europa: So brachte Wassermangel an mehreren Stellen Ruinen (wieder) ans Tageslicht, wie das Beispiel eines ehemaligen Dorfs im Nordwesten Spaniens belegt: Der Ort Aceredo war 1992 zugunsten eines Stausees aufgegeben und geflutet worden. Der extrem niedrige Wasserstand des Stausees machte die Ruinen des verlassenen Dorfs im Februar 2022 vorübergehend wieder sichtbar, die *Neue Züricher Zeitung* berichtete von dem galicischen »Geisterdorf«.³

Für Ruinenromantik oder sonstige Verklärungen geben solche Fälle kaum Anlass, ganz im Gegensatz zu einer lange verbreiteten Lesart von Ruinen: Noch 1936 hatte der Hamburger Kunsthistoriker Wilhelm Sebastian (später: William) Heckscher das Wort ›Ruine‹ noch als »Inbegriff einer ganz eigentümlichen, wehmütig erhebenden Schönheitsempfindung« verstanden und damit einen stark ästhetisierenden Ruinenbegriff angesetzt.⁴ Heckscher, der diese Feststellung mit Blick auf antike Ruinen in Rom gemacht hatte, verstand Ruinen dabei als Ergebnis »naturhaften Verfalls« – und eben nicht als Produkt aktiver, menschengemachter Zerstörung.⁵ Das Beispiel des Ruinendorfs im Stausee macht aber deutlich, dass sich hier menschengemachte Zerstörung und naturhafter Verfall nicht recht auseinanderhalten lassen: So mag es Schäden an den Gebäuden des ehemaligen Dorfs teils durch Entnahme von Baumaterialien im Zuge der Evakuierung der Anlage des Stausees gegeben haben, teils durch die Einwirkung des Wassers während und nach der Flutung. Gleichzeitig gibt es gute Gründe anzunehmen, dass auch das Wiederauftauchen der Ruinen durch Wassermangel letztlich kein natürlicher Prozess ist, sondern Folge der (menschengemachten) Klimakrise und der damit verbundenen Trockenperioden.

Das Ruinöse wird somit als Ausdruck von Problemen selbst innerhalb reicher und politisch stabiler Industrieländer immer deutlicher. Erst recht aber, wenn

2 Studie zum Klimawandel. Bedrohung für eine Milliarde Menschen. In: Tagesschau, 9. Februar 2020, <https://www.tagesschau.de/ausland/studie-lebensraum-101.html> (aufgerufen am 20.08.2022).

3 Martin Berz: Spanisches Geisterdorf taucht aus Stausee auf. In: Neue Züricher Zeitung, 15. Februar 2022, <https://www.nzz.ch/fotografie/spanische-geisterstadt-taucht-aus-stausee-auf-ld.1669766> (aufgerufen am 20.08.2022).

4 Wilhelm Sebastian Heckscher: Die Romruinen. Die geistigen Voraussetzungen ihrer Wertung im Mittelalter und in der Renaissance. Würzburg: Mayr 1936, S. 1, Hervorhebung im Original.

5 Heckscher 1936 (wie Anm. 4), S. 3, Hervorhebung im Original. Die Unterscheidung zwischen dem Eingriff des Menschen und einem »natürlichen« Verfall hatte bereits der Kunsthistoriker Alois Riegl in seiner für die moderne Denkmalpflege grundlegenden Studie 1903 getroffen, vgl. Alois Riegl: Entwurf einer gesetzlichen Organisation der Denkmalpflege in Österreich [1903]. In: Ernst Bacher (Hg.): Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegls Schriften zur Denkmalpflege. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1995, S. 49–144, hier S. 69–71.

man den Blick über den Tellerrand der sogenannten westlichen Welt hinaus richtet: Zahlreiche gewaltsame Konflikte – jüngst etwa der Krieg im Jemen oder der in Syrien – gehen immer wieder einher mit Ruinierungen der gebauten Umwelt. Verschiedene Motive lassen sich dabei unterscheiden: einerseits Zerstörungen, bei denen es um die Bauten und deren Funktionen geht, etwa bei der gezielten Beschädigung von Industrieanlagen. Andererseits gibt es Zerstörungen von Bauten wie etwa Wohnhäusern, bei denen eigentlich die in den Bauten lebenden Menschen gemeint sind. In weiteren Fällen waren die Zerstörungen eher als Bildersturm angelegt – denkt man etwa an die islamistisch motivierten Angriffe auf die antiken Stätten im syrischen Palmyra 2015. Bauten werden in solchen Kontexten oft als Symbole für Ideologien zerstört. Gemeint sind mit solchen Gewaltakten letztlich auch Menschen, aber eben indirekt.

Was ist somit unter einer ›Ruine‹ zu verstehen? Beim Versuch einer Annäherung an eine Definition ist der Duden hilfreich, der Ruinen als »stehen gebliebene Reste eines zum [größeren] Teil zerstörten oder verfallenen [historischen] Bauwerkes« beschreibt.⁶ Diese scheinbar so lakonische Definition enthält zahlreiche Informationen und wirft Fragen auf. Zunächst müsste ja geklärt werden, was mit »stehen geblieben« im Einzelfall gemeint ist: Wie viel von den Grundmauern muss noch vorhanden sein, damit es sich um eine Ruine handelt? Wie viel muss umgekehrt mindestens verloren sein, damit man das Gebäude nicht mehr als vollständig begreift?⁷ In jedem Fall herrscht in der Forschung wie im alltäglichen Sprachgebrauch weitgehender Konsens, dass eine Ruine zwingend Fehlstellen aufweisen muss. Doch schon beim Kriterium des ›Historischen‹, das in der Duden-Definition in eckigen Klammern steht, handelt es sich um einen dehnbaren Begriff: Während Forschende mit einem Fokus auf die klassische Archäologie unter ›historisch‹ vielleicht etwas verstehen, das 2000 Jahre alt ist, könnte für andere Wissenschaftszweige ein Ereignis vom Vortag bereits historisch sein. Mit Blick auf die Listung von Baudenkmalen wurde und wird immer wieder darum gestritten, wann ein Gebäude ›historisch‹ wird und damit potenziell denkmalwürdig; bisher ist die Praxis oft so, Baudenkmale frühestens mit dem Abstand einer Generation – 25 bis 30 Jahre – einzutragen.

Ein Kriterium, das in der Forschung zu Ruinen intensiv diskutiert wurde und das in der Duden-Definition nicht anklingt, ist der Aspekt der Funktionslosigkeit, also der Verlust der ursprünglich beabsichtigten Nutzungen. Der Verlust jeglicher Nutzung oder zumindest der ursprünglichen Bestimmung ist sicher *ein* mögliches Kriterium für eine Ruine, aber nur im Zusammenspiel mit einem Verlust an materieller Unversehrtheit. Eine eindeutige Zuordnung scheint jedoch nicht möglich: Nicht alles, was funktionslos geworden ist, ist eine Ruine, und auch nicht jedes fragmentierte Gebäude ist zwangsläufig eine Ruine. Als Arbeitshypothese für den vorliegenden Band setzen wir damit einen Ruinenbegriff an,

6 Ruine. In: Duden Online, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Ruine> (aufgerufen am 22.09.2022), die beiden Adjektive in eckigen Klammern sind Teil der Duden-Definition.

7 Ein solches Verständnis von Ruinen als einem Zwischenzustand hatte Ernst Bloch in seiner erstmals 1954 veröffentlichten Studie *Das Prinzip Hoffnung* dargelegt: Eine Ruine sei »im Sturz aufgehalten[e], durchaus noch Form [...], [die] also keineswegs in Nihilismus fiel«. Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung* (3 Bde.). Frankfurt am Main: Suhrkamp ¹⁰2016, Bd. 1, S. 446.

den zwei Merkmale kennzeichnen: Materielle Kriterien, also Substanzverluste, sowie funktionale Merkmale, also Nutzungsänderungen und -verluste, müssen in einem *Zusammenspiel* auftreten. Sowohl die aktive Zerstörung eines Bauwerks etwa im Zuge gewaltsamer Auseinandersetzungen wie auch das oft schleichende Zerstörungswerk der Natur durch Witterungs- und Umwelteinflüsse, Naturkatastrophen oder Schädlingsbefall können dabei eine Ruine produzieren. Ein solcher Ruinenbegriff scheint uns einerseits präzise und dabei doch elastisch genug, um möglichst viele potenzielle Forschungsgegenstände zu umfassen, insbesondere das komplexe Phänomen der *lost places*, auf das wir im Folgenden genauer eingehen möchten.

Wenn ein wesentliches Kriterium zur Bestimmung von Ruinen der Zwischenzustand – also das ›nicht mehr‹ Vollständige und zugleich ›noch nicht‹ völlig Zerstörte – ist, dann bleibt zu fragen: Was ist eigentlich der jeweilige ›vollständige‹ Zustand eines Bauwerks und woran ist das festzumachen? Ein Großteil der gebauten Umwelt lässt sich nicht auf einen vollständigen, geschlossenen Zustand zurückführen: einerseits, weil zahllose Bauten nie oder teils erst mit großer Verzögerung fertiggestellt wurden, wie das Beispiel des jahrhundertlang unvollendeten Kölner Doms deutlich macht. Andererseits, weil für zahllose weitere Bauten, die immer wieder nach veränderten Plänen weitergebaut wurden, überhaupt nie eine ausdifferenzierte Planung eines ›fertigen‹ Zustands existierte. Dies war etwa für einen Großteil der ›namenlosen‹ Wohnungsbauten weltweit üblich, die ohne vorab durchgeplanten Entwurf entstanden und entstehen, sondern vielmehr im Prozess des Bauens vor Ort, bei dem das jeweilige Gebäude auch nach Fertigstellung je nach Bedarf verändert wird.⁸ Wenn aber ein großer Teil unserer gebauten Umgebung durch Transformation, Adaption und Veränderung gekennzeichnet ist, muss diese gebaute Umgebung doch als eine ›offene Form‹ verstanden werden, und zwar in dem Sinne, den Umberto Eco in seiner 1962 erschienenen Studie *Opera Aperta* (dt. *Das offene Kunstwerk*) beschrieben hat, also Werke, die sowohl auf der Ebene ihrer Bedeutungen offen und fluide sind als auch in ihrer materiellen Verfasstheit. Bei der Beschäftigung mit dem Ruinösen muss daher mitbedacht werden, inwiefern bei der Definition dessen, was eine Ruine ist, der vermeintlich ›vollständige‹ oder ›ursprüngliche‹ Zustand als Maßstab zu wählen ist, um den Grad an Veränderung oder Verlust überhaupt beziffern zu können.

Welche wissenschaftlichen Disziplinen sind damit für Ruinen zuständig? Wenn man an Ruinen denkt, so wird damit vielfach der Typus der antiken respektive griechischen oder römischen Ruine assoziiert, beispielsweise der Parthenontempel oder das Forum Romanum. Somit wären Fragen, die sich an Ruinen knüpfen, zunächst solche, die sich Vertreter*innen der klassischen Archäologie stellen. Mit diesen Fragen verknüpfen sich traditionell solche aus dem Bereich der Kunstgeschichte, die sich mit Ruinen teils direkt befasst, teils mit ihren medialen Vermittlungen – etwa in der sorgfältigen grafischen Dokumentation, mithilfe derer Giovanni Battista Piranesi um 1750 die vom allmählichen Abtrag

8 Vgl. zu diesem Phänomen u. a.: Bernard Rudofsky: *Architecture without Architects. An Introduction to Nonpedigreed Architecture*. New York: Museum of Modern Art 1964.

bedrohten antiken Stätten Roms gleichsam ›konservieren‹ wollte, oder auch in der romantischen Ruinenmalerei der Zeit um 1800. An diesen Beispielen deutet sich zugleich an, dass sich einige Wissenschaftsdisziplinen mit der Rezeptionsgeschichte von Ruinen befassen und dabei unter Umständen die Ruinen selbst nur mittelbar zum Gegenstand haben. Ähnliches gilt für diejenigen kunst- und architekturhistorische Forschungen, die sich mit künstlichen Ruinen befassen, wie sie als malerische Blickpunkte etwa in Schlossparks ab dem 18. Jahrhundert europaweit entstanden.⁹

Der Ruinendiskurs in der klassischen Archäologie und der Kunst- und Architekturgeschichte stellt jedoch nur einen von mehreren Forschungssträngen dar. In den letzten Jahrzehnten wurde die Forschung zu Ruinen und *lost places* von anderen Fächern bzw. Teildisziplinen bereichert: zum einen von den Literaturwissenschaften, speziell in Hinsicht auf die erwähnte rezeptionsgeschichtliche Betrachtung und eine gegenwartsbezogene kulturkritische Interpretation; zum anderen maßgeblich von der Archäologie der Gegenwart, der Sozialgeografie, der Soziologie und der Sozialanthropologie/Ethnologie. Letztere Fächer beteiligen sich umso mehr, je jünger die Ruinen sind, denkt man etwa an leer stehende Industrieanlagen, Bunker oder ehemals militärisch genutzte Areale, die sich als *lost places* großer Beliebtheit erfreuen: bei Forschenden, bei Nutzer*innen, die die Räume für allerlei Aktivitäten wie Partys nutzen oder auch für institutionalisierte Nutzungen wie Paintball-Arenas oder Erlebnisparcours unterschiedlichsten Zuschnitts. Nicht zuletzt stellen sich für die Geschichtswissenschaft mit Blick auf Ruinen und *lost places* Fragen nach den politischen oder gesellschaftlichen Verwerfungen, die überhaupt erst zur Zerstörung oder zum Verfall von Gebäuden geführt haben, womit Fragen aus der Wirtschafts- oder Sozialgeschichte verknüpft sein können.

Nicht selten ist darüber hinaus die Denkmalpflege aufgerufen, sich zum Umgang mit einer Ruine zu positionieren, oftmals flankiert von grundlegenden, also denkmaltheoretischen Überlegungen. Diese sind für unsere Fragestellungen insofern von besonderer Relevanz, als die Entstehung der modernen Denkmalpflege sich um 1900 ganz wesentlich an der Frage entzündete, wie mit Ruinen umzugehen sei: Sollte man sie wiederherstellen und damit in einen idealisierten – oftmals fiktiven – Zustand zurückversetzen oder sollte man sie in ihrem fragmentierten Zustand bewahren? Die auf den Kunsthistoriker Georg Dehio zurückgehende Formel ›konservieren statt restaurieren‹ ist bis heute auch international ein zentrales Leitbild der Denkmalpflege, wobei mit ›restaurieren‹ zeitgenössisch das gemeint war, was wir unter rekonstruieren verstehen, also Nachbauten und bauliche Hinzufügungen historisch mehr oder weniger gesicherter Formen.¹⁰

9 Reinhard Zimmermann: Künstliche Ruinen. Studien zu ihrer Bedeutung und Form. Wiesbaden: Reichert 1989.

10 Dehio hatte wörtlich formuliert: »allerdings nicht restaurieren – wohl aber konservieren«. Georg Dehio: Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers, gehalten in der Aula der Kaiser-Wilhelms-Universität [zu Straßburg] am 27. Januar 1905, S. 17.

Die Beschäftigung mit dem Ruinösen hat in den verschiedenen Wissenschaftszweigen immer wieder Konjunkturen: Zu fragen ist, wodurch solche Konjunkturen jeweils angeregt werden. Eine naheliegende Vermutung ist, dass zeitgeschichtliche Entwicklungen dabei großen Einfluss haben, denn ein wesentlicher Schub in der Auseinandersetzung mit Ruinen ist Ende des 18. Jahrhunderts zu verzeichnen, im unmittelbaren Nachgang der Französischen Revolution. So erschien 1791 eine Studie des französischen Geschichtsphilosophen Constantin-François Volney über Ruinen, die im folgenden Jahr auch auf Deutsch vorlag.¹¹ Der Autor sah »tausend anziehende Empfindungen« mit Ruinen verknüpft und eröffnete damit ein Themenfeld, das im 20. Jahrhundert besondere Brisanz erhalten sollte: die Ruine als positiv konnotiertes Symbol für den Zerfall eines überwundenen politischen oder gesellschaftlichen Systems.

* * *

Im vorliegenden Band untersuchen Fachleute mit unterschiedlichem disziplinärem Hintergrund Phänomene des Ruinösen. Die Beiträge sind aus einer Ringvorlesung hervorgegangen, die wir im Sommersemester 2021 am Fachbereich Kulturwissenschaften der Universität Hamburg organisiert und durchgeführt haben. Für uns als Organisatoren und Herausgeber ergab sich als wesentliches Momentum die Diversität (und teilweise die Divergenz) der Trajektorien in der transdisziplinären Diskussion über Ruinen und vergessene Orte. Diese werden wir im Folgenden skizzieren. Selbstverständlich finden sich zahlreiche Überschneidungen, sodass die eindeutige Zuordnung zu einzelnen Diskursen nicht immer möglich ist. Eine umfassende Darstellung der umfangreichen Literatur zu Ruinen und *lost places* würde überdies den Rahmen sprengen – wir möchten aber einige derjenigen Publikationen vorstellen, auf die die Autor*innen dieses Sammelbands wiederholt rekurren. Anschließend werden wir ihre Beiträge vorstellen.

Die Auseinandersetzung mit den Epochen der europäischen Ruinenrezeption

Den Überblick der unterschiedlichen transdisziplinären Felder der Ruinenforschung beginnen wir mit dem Diskurs, wie er in der klassischen Archäologie und der Kunstgeschichte präsent ist. Dieser zeichnet den Wandel in der west- und südeuropäischen Ruinenrezeption von der Renaissance über den Barock bis in die Romantik nach: Galt die antike Ruine in Zeiten der Renaissance vor allem als Inspiration für Neuschöpfungen, so rückte im 18. Jahrhundert die Symbolik der *vanitas* (Vergänglichkeit) in den Vordergrund. Hingegen kann die Ruinenlust der Romantik vor allem im deutschsprachigen Raum als Ausdruck einer Suche nach dem nationalen Selbst gedeutet werden.¹² Ein

11 Constantin-François de Volney: Die Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche. Frankfurt am Main: Syndikat 1977 [frz. Originalausgabe 1791], S. 20.

12 Vgl. beispielsweise die Darstellung in Zimmermanns Buch *Künstliche Ruinen* (wie Anm. 9).

eindrucksvolles Beispiel der französischen Rezeptionsgeschichte ist das Buch *Was ist eine Ruine?*, verfasst von dem klassischen Archäologen Alain Schnapp, der selbst auf Volney und andere Vertreter*innen der französischen Tradition rekurriert (vgl. auch Thomas Meiers Beitrag in diesem Band). Schnapp betont den Zusammenhang von Materialität, Erinnerung und Schriftlichkeit: Anhand von Beispielen aus Ägypten, Mesopotamien, dem antiken Griechenland und Rom arbeitet er unterschiedliche Strategien der Überlieferung an eine ferne Nachwelt heraus (Bauten für die Ewigkeit in Ägypten, Bauten und Neubauten als Tresore für zu überlieferndes Schrifttum in Mesopotamien, im antiken Griechenland hingegen Dichtung für die Ewigkeit und ein geschärftes Bewusstsein für die Vergänglichkeit der Bauwerke der Altvorderen). Schnapp steht in einer humanistisch-orientalistischen Tradition, die auf Stein und Schrift fokussiert ist – wie später deutlich werden wird, ist diese Beschränkung aus Sicht anderer Disziplinen für die Erforschung des Phänomens Ruinen nicht unproblematisch. Schnapp bezieht aber auch eine explizit transdisziplinäre Position, die auf die Konzeptualisierung von Erinnerung und Gedächtnis abzielt, und zitiert Jan Assmanns sowie Pierre Noras literaturwissenschaftliche bzw. kulturhistorische Studien zu Gedenk- und Erinnerungsorten.

Welche große Bedeutung der Schrift bzw. der Dichtung für die kollektive Erinnerung an teilweise oder gänzlich verschwundene Gebäude und Siedlungen zukommt, wird auch von mehreren anderen Autor*innen herausgearbeitet, so von Hartmut Böhme und Aleida Assmann.¹³ Was Böhme und viele andere Stimmen in diesem Diskurs auszeichnet, ist die Analyse der spezifischen Ästhetik von (klassischen) Ruinen. Bei Böhme steht die Historizität des ästhetischen Empfindens im Vordergrund: In der Moderne und Postmoderne erlangen Ruinen eine derart massenhafte Verbreitung, dass sie nicht mehr der Kontemplation einer vergangenen Größe dienen (wie es für Petrarca im 14. Jahrhundert noch der Fall war), sondern die Fragmentierung und Sinnkrise der Gegenwart symbolisieren. Mit dem Verlust der gottgewollten Ordnung der Dinge könnte es sein, dass die Ruinen »vielleicht das letzte Wort behalten. [...] Die Transfiguration der Welt in eine Schrift, die nicht mehr in den Buchstaben des göttlichen Heilsplans geschrieben ist, erodiert das Semiotische selbst.«¹⁴ Diese Deutung einer zersplitterten Gegenwart entspricht der Skepsis, die im literaturwissenschaftlichen Diskurs der letzten Jahrzehnte vorherrschte.

Aleida Assmann beschreibt eine veränderte Wahrnehmung von Ruinen gegen Mitte des 18. Jahrhunderts und bezieht sich konkret auf Piranesis Projekt der Spurensicherung des antiken Rom: »Ruinen wurden als höchst fragile Relikte entdeckt, die es zu schützen und zu konservieren galt, um sie für die Nachwelt zu erhalten.«¹⁵ Hier wird wiederum die Rolle der Zeichnung bzw. der Schrift als Träger des kulturellen Gedächtnisses und somit die Grundlage für den weiteren Diskurs über Ruinen deutlich. Diese Praxis der Dokumentation geht jedoch

13 Hartmut Böhme: Die Ästhetik der Ruinen. In: Dietmar Kamper, Christoph Wulf (Hg.): Der Schein des Schönen. Göttingen: Steidl 1989, S. 287–304; Aleida Assmann: Text und Ruine. In: Aleida Assmann, Monika Gomille und Gabriele Rippl (Hg.): Ruinenbilder. München: Wilhelm Fink 2002, S. 151–163.

14 Böhme 1989 (wie Anm. 13), S. 298–299.

15 Assmann 2002 (wie Anm. 13), hier S. 159.

nicht mit einer Festschreibung der Bedeutungen einher, wie Aleida Assmann und ihre Mitherausgeberinnen Monika Gomille und Gabriele Rippl an anderer Stelle treffend konstatieren: »Gerade [die] semantische Unruhe, die von [der Ruine] ausgeht, ist es aber, welche sie zum Anstoß immer neuer Suchbewegungen und Selbstreflexionen im Spannungsfeld zwischen ästhetischer Erfahrung und Geschichtszeichen, zwischen Vergessen und Erinnern werden lässt.«¹⁶

Ein Autor, der in den letzten Jahren wesentlich zu der Debatte an der Schnittstelle zwischen klassischer Archäologie und Kunstgeschichte beigetragen hat, ist Zoltán Somhegyi (auch er hat ein Kapitel zum vorliegenden Sammelband verfasst). Hier nehmen wir Bezug auf seine 2020 erschienene Monografie, in der er sich vor allem mit historischen Ruinen und dem Wandel ihrer ästhetischen Bewertung befasst. Drei Elemente sind für ihn konstituierend: Funktionslosigkeit, Abwesenheit und zeitlicher Abstand.¹⁷ Das Kriterium der Funktionslosigkeit blendet spätere (nicht intendierte) Nachnutzungen weitgehend aus, so ist eine Ruine streng genommen nur dann eine Ruine, wenn sie nicht touristisch überformt ist. Die Abwesenheit bzw. das Fehlen bestimmter Elemente machen den ästhetischen Reiz der Ruine aus: »We sense the void that defines the ruins, and thus ruins are constantly formed by Nature through ever-growing absence« – eben dies gibt Somhegyi den Anlass, Ruinen, *not-yet-ruins* und *not-anymore-ruins* konzeptuell zu trennen.¹⁸ *Lost places* fallen laut Somhegyi daher in aller Regel nicht unter die Definition von Ruinen; zudem sind »Ruinen der Gegenwart« (*contemporary ruins*) aus seiner Sicht ein Widerspruch in sich, da ihnen nicht der zeitliche Abstand zukommt, der die »eigentlichen« Ruinen auszeichnet.¹⁹ Er orientiert sich also an einer klassischen Rezeption von Ruinen: »classical ruins have a canonised certainty, their aesthetic value is secured through time as well as art tradition«.²⁰

Ruinen als Manifestationen einer düsteren Gegenwart

Als zweiter transdisziplinärer Ansatz soll nun der literaturwissenschaftlich-philosophische Zugang zum Phänomen Ruine vorgestellt werden. Dieser lässt sich – was den Akzent auf historische Ruinen sowie den Fokus auf Erinnern, Vergessen, Zeitgefühl und Zeitgeist betrifft – relativ nah an dem Diskurs verorten, der für die klassische Archäologie und die Kunstgeschichte charakteristisch ist; er nimmt jedoch seinen Ausgangspunkt in einer kritischen, ja pessimistischen Auslegung der Moderne. Emblematisch hierfür ist der Rückgriff auf Walter Benjamins Formulierung »Trümmer auf Trümmer« in der neunten These *Über*

16 Aleida Assmann, Monika Gomille und Gabriele Rippl: Ruinenbilder. Einleitung. In: Dies. (Hg.): Ruinenbilder. München: Wilhelm Fink 2002, S. 7–14, hier S. 11.

17 Zoltán Somhegyi: Reviewing the Past. The Presence of Ruins. London, New York: Rowman & Littlefield International Ltd, S. 7.

18 Somhegyi 2020 (wie Anm. 17), S. 8–9.

19 Somhegyi 2020 (wie Anm. 17), S. 97.

20 Somhegyi 2020 (wie Anm. 17), S. 109.

den Begriff der Geschichte.²¹ Diese 1939/40 von ihm verfasste Wendung wurde in zahlreichen späteren Publikationen zitiert; auch andere Metaphern aus Benjamins Werk werden seit den 1990er Jahren von Autor*innen in ihren Exegesen aufgegriffen.²² Dieser (teilweise postmodern inspirierte) Rezeptionsstrang gibt sich zwar gelegentlich ähnlich nostalgisch wie die literarischen Manifestationen der Ruinenlust im 19. Jahrhundert, doch geht die Form der Ästhetisierung in eine ganz andere Richtung: Es ist nicht so sehr das Nachsinnen über die Fragilität der Vergangenheit, sondern eine Auseinandersetzung mit einer düsteren Gegenwart – und ein Nachdenken über Alternativen. Nostalgie, so die Literaturwissenschaftlerin Svetlana Boym, sei nicht so sehr eine antimoderne Regung, sie müsse auch nicht notwendigerweise auf die Vergangenheit gerichtet sein, sondern sei eher als »sideways« zu verstehen – im Sinne der Überschreitung konventioneller Grenzen des Räumlichen und Zeitlichen. Hierin erkannte Boym das gesellschaftskritische Potenzial und die symbolische Macht der Ruinen: die paradoxe Position »between suprahuman state models and human practices, between individual aspirations and collective pressure, between ascending dreams and down-to-earth everyday survivals«.²³

Boym bezog sich auf die Avantgarde der frühen Sowjetzeit und die zunehmend repressive Atmosphäre unter Josef Stalin. Benjamin schrieb in einem Kontext unmittelbarer Lebensgefahr im nationalsozialistisch besetzten Paris. Die düstersten Jahre, Orte und Verbrechen des 20. Jahrhunderts werden in der literaturwissenschaftlich-philosophischen Debatte über Ruinen und Verfall viel expliziter thematisiert als im zuvor skizzierten Rezeptionsstrang. Damit einher geht die Frage, inwieweit die Architektur der Moderne die Fortschrittsfantasien

21 Die neunte These (ohne das einleitende Epigramm) lautet: »Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm.« Walter Benjamin: *Über den Begriff der Geschichte*, hg. von Gérard Raulet. Berlin: Suhrkamp 2010, S. 98 [posthume Abschrift].

22 Vgl. Julia Hell, Andreas Schönle: Introduction. In: Dies. (Hg.): *Ruins of Modernity*. Durham, London: Duke University Press 2010, S. 1–14; Paula Rabinowitz: *Wreckage upon Wreckage. History, Documentary and the Ruins of Memory*. In: *History and Theory*, 32 (1993), H. 2, S. 119–137. Verweise auf Benjamin finden sich auch bei vielen Autor*innen der phänomenologischen Ruinenforschung. Häufig zitiert werden überdies Textstellen aus dem Abschnitt »Die Ruine« in Walter Benjamin: *Ursprung des deutschen Trauerspiels*. Berlin: Ernst Rowohlt 1928. Ausführlich zu Walter Benjamin: Christian J. Emden: *Walter Benjamins Ruinen der Geschichte*. In: Aleida Assmann, Monika Gomille, Gabriele Rippl (Hg.): *Ruinenbilder*. München: Wilhelm Fink 2002, S. 61–87.

23 Svetlana Boym: *Ruins of the Avant-Garde. From Tatlin's Tower to Paper Architecture*. In: Julia Hell, Andreas Schönle (Hg.): *Ruins of Modernity*. Durham, London: Duke University Press 2010, S. 58–85, hier S. 60.

autoritärer Regime beflügelt hat und an der Durchsetzung repressiver Politiken beteiligt war – eine Debatte, die sich auch auf die Sowjetunion in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg bezieht.²⁴

Die Umwälzungen in Europa um 1989/90 und die damit einhergehenden Verschiebungen mit Leerstand und Verfall haben weitere Forschungen zum Themenfeld der Ruine provoziert, etwa die Beiträge zum 1996 von Norbert Bolz und Willem van Reijen herausgegebenen Essayband *Ruinen des Denkens – Denken in Ruinen*, die sowohl auf physische und ideelle Zerfallsprozesse im Nachgang des Kalten Kriegs rekurren, als auch auf die Konflikte und Zerstörungen im Zuge des Jugoslawienkrieges Bezug nehmen, für die die Zerstörung der Brücke von Mostar 1993 ein ikonisches Zeichen wurde.²⁵ Die Auflösungserscheinungen alter Gewissheiten gehen einher mit dem Empfinden jäh hereinbrechender Krisen; hinzu kommt zugleich die Emergenz neuer Feindbilder. Alle diese Aspekte prägen auch gegenwärtig – im Jahr 2022 – die Wahrnehmung der Welt.

Forschungen zur Materialität und Phänomenologie moderner Ruinen

In deutlichem Kontrast zu den beiden zuvor skizzierten Ansätzen steht ein dritter Diskursstrang, an dem sich insbesondere Vertreter*innen der Archäologie der Gegenwart beteiligen. Überdies ist ein stärkerer Austausch mit den Geowissenschaften und den empirischen Sozialwissenschaften erkennbar. Beispielhaft für diesen Forschungsstrang ist der 2014 von Bjørnar Olsen und Þóra Pétursdóttir herausgegebene Band *Ruin Memories*, insbesondere die Einleitung darin.²⁶ Ausgehend von einer pragmatisch-konzeptuellen Unterscheidung zwischen historischen und modernen Ruinen (sowie zwischen schnellen und langsamen Prozessen der Ruinierung) entsteht die Möglichkeit, gegenwärtige Prozesse des materiellen, ökonomischen, aber auch des symbolischen Verfalls in die Forschung mit einzubeziehen. Einer der bemerkenswertesten Punkte in der gegenwartsbezogenen archäologischen Deutung ist die Einsicht, dass der allmähliche Verfall verborgene Dinge *freilegt* – ähnlich, wie Archäologie eine Praxis des Freilegens verborgener Schichten ist: »Ruination becomes a kind of slow-motion archaeology«. ²⁷ Im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit hegemonialen Verschleierungen sozialer Missstände ermöglichen Ruinen zudem das Demaskieren des Perfekten und Schönen, den Blick hinter die Fassaden

24 Vgl. beispielsweise Vladimir Paperny: *Modernism and Destruction in Architecture*. In: Julia Hell, Andreas Schönle (Hg.): *Ruins of Modernity*. Durham, London: Duke University Press 2010, S. 41–57.

25 Norbert Bolz, Willem van Reijen (Hg.): *Ruinen des Denkens – Denken in Ruinen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996. Auch hier finden sich zahlreiche Bezugnahmen auf Walter Benjamins Ideen, vgl. den Beitrag von Manfred Schneider: *Der Barbar der Bedeutungen*. Walter Benjamins *Ruinen*, S. 215–236 im genannten Sammelband.

26 Þóra Pétursdóttir, Bjørnar Olsen: *An Archaeology of Ruins*. In: Bjørnar Olsen, Þóra Pétursdóttir (Hg.): *Ruin Memories. Materialities, Aesthetics and the Archaeology of the Recent Past*. London, New York: Routledge 2014, S. 3–29.

27 Þóra Pétursdóttir, Bjørnar Olsen: *Modern Ruins. Remembrance, Resistance, and Ruin Value*. In: Claire M. Smith (Hg.): *Encyclopedia of Global Archaeology*. Cham: Springer 2014, S. 4983–4994, hier S. 4988.

neoliberaler Erfolgsgestorys und Perfektionsgelüste.²⁸ Moderne Ruinen wirken auf viele Betrachter*innen hässlich, dreckig und irgendwie peinlich, sie gelten als Zeichen sozialer ebenso wie materieller Unordnung oder gar Unreinheit; historischen Ruinen hingegen wird ein ästhetischer, ja sogar erbaulicher Wert zugeschrieben.²⁹ In jüngerer Zeit dem Verfall oder der Zerstörung anheimgefallene Bauten haben den Status von Noch-nicht-Ruinen: Materie zur falschen Zeit am falschen Ort, irgendwo zwischen Abfall (*waste*) und Kulturerbe (*heritage*), zwischen Scheitern und Fortschritt.³⁰ Dennoch erkennen Pétursdóttir und Olsen einen Wert in ihnen: Vor allem die Dinge an sich, die von früheren Nutzungen und Rationalitäten befreit sind, ermöglichen gänzlich neue Wahrnehmungen der uns umgebenden Welt. Damit verbindet sich ein Plädoyer für eine völlig andere Ästhetik als diejenige, die bereits zuvor als ›klassisch‹ definiert wurde. Moderne Ruinen lehren überdies eine Abkehr von einem naiv-historiografischen Denken: An ihnen scheitert »the conception of the past as sequenced [and] progressive, a projected stream of completed events left behind«.³¹

Zu den Autor*innen in diesem Diskurs zählt der Archäologe Gavin Lucas, der das Phänomen untersucht, wie die Dinge, die einstmals ein Haus konstituiert haben, ›wandern‹. Ausgehend von der Annahme »buildings don't move – do they?« verfolgt er, wohin die Balken, Einrichtungsgegenstände und auch die Bewohner*innen gelangten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt einen Nexus, einen Haushalt bildeten.³² Lucas bedient sich der Konzepte und Methoden geografischer Abfallforschung ebenso wie der *Time Geography*, die um 1970 von Torsten Hägerstrand formuliert wurde. Lucas tut dies, um die archäologische Zunft daran zu erinnern, dass die Erforschung des einstmals intakten Gebäudes oder die Herkunft der Materialien und Nutzer*innen zu erweitern ist durch eine Analyse dessen, was aus diesen geworden ist – oft mit erstaunlichen Resultaten angesichts der Vernetztheit und Mobilität, die zum Vorschein kommt.³³

Was in Lucas' Artikel problematisiert wird, ist die Persistenz von gebauten Objekten: Der Grad dieser Persistenz hängt unter anderem von den verwendeten Materialien ab. Holz eignet sich als Baumaterial besonders gut für Behausungen, die über Jahrzehnte ortsfest sind, die jedoch auch relativ problemlos

28 Pétursdóttir, Olsen 2014 (wie Anm. 27), S. 4990.

29 Ähnlich argumentieren auch Stefan Dorondel, Stelu Șerban: Healing Waters. Infrastructure and Capitalist Fantasies in Socialist Ruins of Rural Bulgaria. In: Canadian Journal of Development Studies 41 (2020), H. 1, S. 127–143, hier S. 129.

30 Pétursdóttir, Olsen 2014 (wie Anm. 26), S. 4–8. Vgl. auch Somhegyi 2020 (wie Anm. 16), S. 97–101.

31 Pétursdóttir, Olsen 2014 (wie Anm. 26), S. 12.

32 Gavin Lucas: Conduits of Dispersal. Dematerializing an Early Twentieth-Century Village in Iceland. In: Björn Olsen, Þóra Pétursdóttir (Hg.): Ruin Memories. Materialities, Aesthetics and the Archaeology of the Recent Past. London, New York: Routledge 2014, S. 305–318, hier S. 309.

33 Hier ergibt sich eine Assoziation zu Beate Löfflers Ausführungen über bauliche Fragmente und Spolien sowie den von Georg-Felix Sedlmeyer thematisierten Verfall durch eine ›spontane‹ Aneignung bzw. die Entwendung von Material. Solche Formen der behördlich nicht autorisierten ›Umlagerung‹ von Baumaterial dürften ein weitverbreitetes Phänomen sein, wenngleich sie aus Sicht des Denkmalschutzes unbedingt zu vermeiden sind. Sie lassen sich mit den Methoden des *urban mining* gleichsetzen (vgl. Haupttext).

zerlegt und wieder zusammengesetzt werden können und somit ›wandern‹. Jegliche archäologische Forschung, die nicht steinerne (z.B. hölzerne) Architektur in den Blick nimmt, dürfte sich mit diesem Phänomen auseinandergesetzt haben. Dies betrifft ebenfalls nomadische Siedlungs- und Wirtschaftsformen. Einer der Autoren dieser Einleitung (Habeck) hat während seiner Feldforschungen bei nomadischen Gruppen im Norden Russlands derlei Recycling-Prozesse mit- und nacherleben können.³⁴ Es stimmt: Mobile Behausungen hinterlassen keine Ruinen. Was hinterlassen wird, sind Dinge, die sich bei der Rückkehr wieder nutzen lassen. Hier kommt der Aspekt des Verbleibs von Materialien zum Vorschein, der für Lucas im Mittelpunkt des Interesses steht. Dieser Ansatz ebnet Wege für ein nuancierteres Verständnis für nomadische und sesshafte Wohnformen – möglicherweise auch für eine kritische Überprüfung der zuvor skizzierten These von Schnapp, nach der schriftlose Kulturen hinsichtlich des kollektiven Gedächtnisses von antiken Zivilisationen zu unterscheiden seien. Vielleicht findet hier eine zu starke Differenzierung statt? Um noch einmal auf Lucas zurückzukommen: »People move a lot – as archaeologists, we usually think of ourselves as sedentary, in contrast to our hunter-gatherer ancestors, but we have always been nomadic and mobile; it is just the *forms* of mobility that have changed.«³⁵

Wind und Wetter nagen an einem jeglichen Gebäude, aber spezifisch für *lost places* ist die fehlende Instandhaltung. Ihr weiterer Werdegang scheint dem Spiel der Elemente unterworfen. Der Sozialgeograf Tim Edensor bietet einen phänomenologischen Zugang zu den oft bizarr anmutenden Formen des Verfalls.³⁶ Durch die unmittelbar körperliche, alle Sinne involvierende Erfahrung gelingt Edensor die Schilderung neuer Formen, die durch das modrige Ineinander-Dringen der strukturierten, gebauten, menschengemachten Dinge einerseits und der Pilze, Pflanzen und Insekten andererseits entstehen. Strukturen zerfließen und lösen sich auf, Substanzen unterliegen einer Metamorphose. Diese Wiederaneignung durch die Natur ähnelt dem Prozess, den der Soziologe Georg Simmel ein Jahrhundert zuvor beschrieben hat, allerdings zielte Simmel viel stärker auf die Dichotomie von Natur und Kultur ab.³⁷ Er verwendete diese überzeichnet erscheinende, aber letztlich fraktale Gegenüberstellung, um kenntlich zu machen, dass das menschliche Streben nach Perfektion und Symmetrie gegen die Kräfte der Natur anarbeitet und sich an ihnen abarbeitet – eine Ambivalenz, die viele Autor*innen unseres Sammelbands aufgegriffen haben.

34 Die Rentiernomaden, mit denen Habeck Ende der 1990er Jahre unterwegs war, suchten auch gelegentlich die verlassenen Siedlungen der Geologen auf, um sich dort Bretter und andere Materialien zu besorgen, das heißt, sie haben am Verfall – man könnte sagen: am Recycling – dieser stationären Siedlungen mitgewirkt. Vgl. Joachim Otto Habeck: *What it Means to Be a Herdsman. The Practice and Image of Reindeer Husbandry among the Komi of Northern Russia*. Münster: LIT 2005, S. 97.

35 Lucas 2014 (wie Anm. 32), S. 311, Hervorhebung im Original.

36 Tim Edensor: *Waste Matter – The Debris of Industrial Ruins and the Disordering of the Material World*. In: *Journal of Material Culture*, 10 (2005), H. 3, S. 311–332.

37 Georg Simmel: *Die Ruine. Ein ästhetischer Versuch*. In: Otthein Rammstedt, Volkhard Krech, Alessandro Cavalli (Hg.): *Georg Simmel. Gesamtausgabe in 24 Bänden*, Bd. 8: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993, S. 124–130.

Lost Places

Eine verwandte, aber etwas anders gelagerte Genealogie der Reflexion über verfallende Bauten bezieht sich auf sogenannte vergessene Orte oder – um den geläufigen englischsprachigen Begriff zu verwenden – *lost places*. Seit den 1990er Jahren sind zahlreiche Essays und Studien zu diesem Topos des noch nicht völlig Ruinösen erschienen. Alice Mah spricht von *derelect places*, also nicht von *lost places*, um zu betonen, dass diese Orte in der Wahrnehmung der Nachbar*innen zwar einen früheren, keinesfalls aber vergessenen oder verlorenen Teil der eigenen Biografie darstellen.³⁸ Üblicherweise bezieht sich die Beschreibung von *lost places* auf ehemals industriell, militärisch oder infrastrukturell genutzte Objekte. Aber es ist möglich und sinnvoll, auch ehemalige Wohngebäude miteinzubeziehen, wie Christian Bauer und Christoph Dolgan darlegen.³⁹ Die beiden Autoren definieren *lost places* als Orte, für die zwei Bedingungen gelten: der Funktionsverlust der architektonischen Struktur sowie deren Rekontextualisierung aufgrund von unterschiedlichen Aneignungsprozessen.⁴⁰ Darüber hinaus erwähnen sie die fehlende Instandhaltung als wichtiges Element (vgl. unsere Definition von Ruinen weiter oben). Bauer und Dolgan betonen auf Grundlage ihrer Feldstudie in Österreich die Aspekte der Neu-Aneignung jenseits der Funktion, die das Gebäude ursprünglich hatte. Biotische und abiotische Prozesse – Besiedelung durch Pflanzen und Tiere sowie Erosion – werden in dieser Lesart ebenfalls als Formen der Neu-Aneignung interpretiert.

Nicht intendierte Nachnutzungen – oft in Gestalt von informellen, subkulturellen Aktivitäten – sind ein charakteristisches Merkmal von *lost places*. Wie würden die Erbauer sowjetischer Kasernen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR reagieren, würden sie erfahren, dass in den Gebäuden rauschhaft-ekstatische Festivals stattfinden? *Lost places* dienen häufig als Refugien für transgressives Verhalten. Sie sind Räume einer kreativen Unordnung und Umordnung. Möglicherweise ist diese Wahrnehmung eine träumerisch-optimistische Annäherung an das Phänomen Ruine – im Folgenden werden wir auf die Kritik an dieser romantisierenden Perspektive eingehen.

Der Historiker Martin Zimmermann kontrastiert Ruinenreflexionen der Antike, insbesondere von Pausanias und Strabon, mit der Perspektive der UrbExers der Gegenwart: »Die *urban explorer* interessieren sich für etwas anderes als die antiken Autoren. Nicht die Dokumentation des Vergangenen und deren Erhalt sowie die Erklärung historischen Wandels interessiert sie, sondern ästhetische Erfahrung, Abenteuer und emotionale

38 Alice Mah: The Dereliction Tourist. Ethical Issues of Conducting Research in Areas of Industrial Ruination. In *Sociological Research Online* 19 (2014), H. 4, S. 162–175. Auch Pétursdóttir und Olsen vermeiden in ihren Publikationen den Terminus *lost places* weitgehend und präferieren den Begriff der »modernen Ruine«.

39 Christian Bauer, Christoph Dolgan: Towards a Definition of Lost Places. In: *Erdkunde* 74 (2020), H. 2, S. 101–115.

40 Bauer, Dolgan 2020 (wie Anm. 39), S. 101.

Erlebnisse.«⁴¹ Auch der Beitrag von Constanze Röhl und Peter I. Schneider in unserem Band stellt den stark dominierenden Ich-Bezug in den Selbstdarstellungen vieler UrbExers heraus. Ähnlich äußern sich Bauer und Dolgan über die Tendenz, dass der konkrete historische Kontext des Orts in UrbEx-Selbstdarstellungen ausgeblendet wird: »The ideal case is an untouched, pristine place, outside the realm of historic place and time.«⁴² Es wäre aus unserer Sicht jedoch verfehlt, all denjenigen, die eine spielerisch-explorative Aneignung solcher Objekte betreiben, eine generelle Geschichtsvergessenheit zu unterstellen, denn jenseits der Selbstrepräsentation bemühen sich Mitglieder der UrbEx-Szene vielfach um eine genaue visuelle Dokumentation und Rekonstruktion historischer Aspekte, die aus hegemonialer Sicht unbequem erscheinen oder ausgeblendet werden (beispielsweise die einstige Präsenz der Roten Armee in Ostdeutschland).⁴³

Die Frage, inwieweit die Ruinophilie der Gegenwart und die freizeitmäßige Erkundung von *lost places* die sozioökonomischen und politischen Gründe von Ruinierung vernachlässigen, ist von besonderer Relevanz innerhalb der transdisziplinären Debatte.⁴⁴ Vor allem Edensors ästhetisch inspirierenden Erkundungen und seine romantisierenden Beschreibungen des Ruinösen haben mehrfach Kritik ausgelöst. Edensor ließ die Kritik jedoch nicht unbeantwortet, wie sie sich aus seiner späteren Publikation gemeinsam mit Caitlin DeSilvey ergibt: Ruinen bieten Inspiration nicht allein für Kulturkritik, sondern für Gesellschafts- und vor allem Kapitalismuskritik.⁴⁵ Die beiden thematisieren die rasch verlaufenden Zyklen des Aufbaus und der Zerstörung. In einem merkwürdigen Gegensatz dazu steht der (zumindest in westlichen Großstädten verbreitete) architektonische Habitus, Gebäude scheinbar für die Ewigkeit zu bauen: Die Lebensdauer eines Gebäudes wird selten definiert; vielmehr sind es offenbar die lokalen Dynamiken der Immobilienmärkte, die über Neubau, Nutzung, Leerstand oder Abriss entscheiden. Bizarre und zugleich weitverbreitete Manifestationen der kapitalistischen, aber auch der planwirtschaftlichen Baulust finden sich in Gestalt von Investmentruinen.⁴⁶

41 Martin Zimmermann: *Lost Cities, urban explorers und antike Landschaften. Vom Leben mit Ruinen.* In: Shing Müller, Armin Selbitschka (Hg.): *Über den Alltag hinaus. Festschrift für Thomas O. Höllmann zum 65. Geburtstag.* Wiesbaden: Harrassowitz 2017, S. 297–312, hier S. 311; eine ähnliche Position findet sich bei Somhegyi 2020 (wie Anm. 17), S. 99.

42 Bauer, Dolgan 2020 (wie Anm. 39), S. 113.

43 Vgl. die von Crystal Fulton vertretene Position: »Urban explorers were aware of the documenting function of their hobby. They often referred to their activities as documenting scenes, the past, and the socially forgotten.« Crystal Fulton: *Urban Exploration. Traces of the Secretly Documented, Decayed, and Disused.* In: *Library Trends* 69 (2020), H. 3, S. 556–572, hier S. 564.

44 Mah 2014 (wie Anm. 38) unterstreicht die ethischen Probleme, die mit spezifischen Formen des Ruinen-Voyeurismus einhergehen (*ruins porn*). Vgl. John Cunningham: *Boredom in the Charnel House. Theses on ›Post-Industrial‹ Ruins.* In: *Variant* 42, Winter 2011, S. 18–21; vgl. auch João Rizek in diesem Band.

45 Caitlin DeSilvey, Tim Edensor: *Reckoning with Ruins.* In: *Progress in Human Geography* 37 (2012), H. 4, S. 465–485.

46 DeSilvey, Edensor 2012 (wie Anm. 45), S. 469.

Lost places offenbaren vielerlei liminale Eigenschaften. Eingangs wurden sie als Refugien kreativer und transgressiver Formen des Zusammenlebens dargestellt; nicht minder wichtig sind sie als Rückzugsräume für marginalisierte Gruppen. Der Soziologe Liviu Chelcea beschreibt die Simultaneität der Aneignungen ehemaliger Fabrikgelände in Bukarest: spielende oder neugierige Kinder, Hunde, Personen, die diverse Sorten von Altstoffen sammeln (*urban mining*), sowie Menschen ohne Obdach.⁴⁷ Den Aspekt der Liminalität heben vor allem Bauer und Dolgan hervor: »The liminal phase describes architectonical structures that no longer hold the function originally intended. Yet they likewise do not belong to anything new, i.e. they are at non-normative, in-between stage.«⁴⁸ Die Liminalität von *lost places* und modernen Ruinen überträgt sich auch auf diejenigen Menschen, die diese Orte aufsuchen: Sie lösen sich aus einer gewohnten Umgebung und begeben sich in einen Raum, der frei von alltäglichen Konventionen und Hierarchien ist (wobei während der spielerischen Aneignung andere Konventionen, Regeln und Hierarchien gelten mögen). Pétursdóttir und Olsen fassen diesen liminal-transgressiven Charakter des Orts treffend zusammen: »In more quotidian and prosaic contexts, the lure of abandoned buildings and derelict structures is probably something most of us have experienced. They provide alternative spaces that support a range of alternative uses: places where windows are for breaking, where common rules do not apply, and the places of numerous first time experiences.«⁴⁹

Wie insbesondere in postsozialistischen Gesellschaften ruinöse Bauwerke und verfallende Infrastruktur die Zukunftserwartungen der örtlichen Bevölkerung konterkarieren und zugleich inspirieren, zeigen unter anderem Stefan Dorondel und Stelu Șerban in ihrer Exploration eines verfallenen Kurorts in Bulgarien.⁵⁰ Mehr noch als einzelne Gebäude sind es infrastrukturelle Anlagen, deren Planung und Bau eine starke Faszination auslösen, deren Niedergang wiederum das Scheitern des Fortschritts symbolisiert.⁵¹ Die zahlreichen materiellen und symbolischen Überbleibsel staatlicher Modernisierungsversprechen sind mittlerweile Gegenstand vieler sozialanthropologischer bzw. ethnologischer Publikationen.⁵² Diese Literatur steht eher in thematischer Nachbarschaft zu dem zuvor erwähnten Diskurs in der Geografie und Gegenwartsarchäologie als zu demjenigen, der kunsthistorisch-klassisch-archäologisch inspiriert

47 Liviu Chelcea: Postindustrial Ecologies. Industrial Rubble, Nature and the Limits of Representation. In: *Parcours anthropologiques. Ethnographies du changement et de l'attachement* 10 (2015), S. 185–200.

48 Bauer, Dolgan 2020 (wie Anm. 39), S. 112.

49 Pétursdóttir, Olsen 2014 (wie Anm. 27), S. 4991. Vgl. auch Bradley L. Garrett: Undertaking recreational trespass. Urban exploration and infiltration. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 39 (2013), H. 1, S. 1–13.

50 Dorondel, Șerban 2020 (wie Anm. 29).

51 Penny Harvey, Hannah Knox: The Enchantments of Infrastructure. In: *Mobilities* 7 (2012), H. 4, S. 521–536; Olga Povoroznyuk: (Re)Constructing the Baikal-Amur Mainline. Continuity and Change of (Post) Socialist Infrastructure. In: *Transfers* 10 (2020), H. 2–3, S. 250–269; vgl. auch Nikhil Anand, N., Akhil Gupta, Hannah Appel (Hg.): *The Promise of Infrastructure*. Durham, NC: Duke University Press 2018.

52 So beispielsweise Nikolai Ssorin-Chaikov: Soviet Debris. Failure and the Poetics of Unfinished Construction in Northern Siberia. In: *Social Research* 83 (2016), H. 3, S. 689–721.

ist.⁵³ Was jedoch in allen hier dargestellten transdisziplinären Diskursen aufscheint, ist die Auseinandersetzung mit der Temporalität des Schaffens und des Seins. »Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne«, so Hermann Hesse;⁵⁴ aber zugleich wohnt jedem Anfang die Perspektive eines späteren Vor-sich-Dahindämmerns, eines schneewittchenhaften Schlafs oder eines allmählichen Verfalls inne.

Zu den Beiträgen dieses Sammelbands

Den Auftakt der Beiträge bildet der von *Beate Löffler* verfasste Essay, in dem sie das Phänomen des Ruinösen in großer Bandbreite untersucht: Sie fragt nach den Gründen und Kontexten von Ruinierungen und differenziert nach gewollten und ungewollten Ruinen. Sie nutzt das Beispiel von Spolien – der Wiederverwendung von historischen Architekturteilen –, um der Funktion von Fragmenten als Bedeutungsträgern nachzuspüren. Mit dem Phänomen der ›reisenden‹ Fragmente verbindet sich die Erkenntnis der Prozesshaftigkeit des Bauens. Der Titel von Löfflers Beitrag – »Die Geduld der Steine« – unterstreicht, wie sehr modulare Baumaterialien (behauene Blöcke, Ziegel oder Holzbalken) sich für die verschiedensten Nutzungen und Nachnutzungen eignen und ›hergeben‹.

In ähnlicher Weise konstatiert *Zoltán Somhegyi*, dass Ruinen nicht das bleiben, was sie sind, und dass sie gelegentlich ›auf Reisen gehen‹: Abtransport und Wiederaufbau an einem anderen Ort ermöglichen die Zurschaustellung klassischer Ruinen in einem anderen geografischen und politischen Kontext; zugleich ergibt sich an dem früheren Ort eine Leerstelle. Hier ließe sich von einer Transposition kollektiver Erinnerung sprechen. Als Gegenbeispiel zu diesem Phänomen diskutiert Somhegyi die Sprengung der Ruinen von Palmyra als eine mutwillige und medienwirksame Verbannung der Erinnerung (*damnatio memoriae*). Ergänzt wird der Vergleich um eine dritte Kategorie: künstliche Ruinen. So gelangt Somhegyi zu einer generellen Betrachtung über Authentizität und Ästhetik unterschiedlicher Ruinentypen, die auch für die Denkmalpflege relevant ist.

Thomas Meier vergleicht zunächst unterschiedliche Thesen zum Nexus von Ruinen, Schriftlichkeit, Gedächtnis und Vergessen (Alain Schnapp, Aleida Assmann, Pierre Nora) und prüft die ihnen zugrunde liegenden Raum- und Zeitvorstellungen sowie Metanarrative. Die Symbolik und die mentale Präsenz von Ruinen ergeben sich nicht allein aus einer bloßen zeitlichen Distanz, sondern vielmehr aus dem jeweiligen kulturellen Zeitempfinden und dem epochalen Realitätsverständnis. Letzteres verbindet sich seit der Neuzeit mit Materialität, sodass Ruinen eine konkrete Evidenz des Gewesenen ausstrahlen, gleichzeitig aber einen immateriellen Schatten der Vergangenheit werfen. Meier argumentiert, dass in der Präsenz der Ruinen ein gewisser Trost besteht, nämlich der Verweis nicht allein auf die Apokalypse, sondern auf das ›Danach‹ des

53 Vgl. auch Victor Buchli, Gavin Lucas: *Archaeologies of the Contemporary Past*. London: Routledge 2001.

54 Hermann Hesse: *Die Gedichte*. In: Ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 10, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 66.

Postapokalyptischen. Er fragt abschließend, inwieweit die postmoderne Interpretation von Ruinen das Zusammenfallen einer prä- und postapokalyptischen Perspektive enthält.

Ekaterini Kepetzi beschäftigt sich mit künstlerischen Repräsentationen des Ruinösen und der Rolle, die sich der jeweilige Zeichner selbst zuschreibt. Dabei nimmt sie insbesondere die visuelle Verschränkung von vergangenen und künftigen Zeitebenen in den Blick, die sich ab etwa 1800 in Gemälden und Zeichnungen manifestiert, so bei Hubert Robert und Gustave Doré. In den künstlerischen Kontext solcher Auseinandersetzungen bezieht sie dabei auch literarische Verarbeitungen des 19. Jahrhunderts ein, die in fiktiver Form die Retrospektive künftiger Ruinenzeichner vorwegnehmen. Kepetzi fragt in einem weiteren Schritt, inwiefern das künstlerisch verarbeitete Ruinöse als Ausdruck eines zyklischen Geschichtsbilds zu verstehen ist.

Was die Beiträge von Somhegyi, Meier und Kepetzi aus unserer Sicht vereint, ist die fundierte und zugleich vielseitige Darlegung der kunsthistorischen und (klassisch) archäologischen Wirkungsgeschichte von Ruinen in der schriftlichen und künstlerischen Überlieferung. Eine andere, stärker an Benjamin, Simmel und/oder Boym orientierte Fokussierung wird in den Beiträgen von Tom Wilkinson, Susanne Krasmann und João Rizek erkennbar.

Tom Wilkinson widmet sich der Einbeziehung und der Transformation von Ruinen in aktuelle Architektur anhand mehrerer Fallbeispiele. Einige von ihnen signalisieren eine Rückbesinnung auf den Wert der Industriearbeit und ›offenbaren‹ das Materielle in nüchterner Sachlichkeit, andere – darunter die Antivilla des Architekten Arno Brandhuber – verkörpern eine ironische Replik auf eben diese bourgeois gewendete Arbeiterkulturnostalgie. Wilkinson untersucht, inwiefern es gewollt oder ungewollt zu einer Fetischisierung des Ruinösen kommt, wenn Fragmentarisches oder Teilzerstörtes bewusst in eine neue Architektur einbezogen wird. Der Autor bringt die Integration historischer Fragmente in Zusammenhang mit dem Reliquienkult und fragt, in welches Verhältnis dabei Ästhetisierung und Authentizität zueinander treten. Der Beitrag endet mit einem Beispiel einer eher ungewöhnlichen architektonischen Neuaneignung, die Platz für Utopien jenseits des Konsumismus schafft.

Ausgehend von dem verheerenden Brand der Kathedrale Notre-Dame de Paris im Jahr 2019 untersucht *Susanne Krasmann*, was Zerstörung und Verfall über das Wesen von Architektur aussagen können. Vor dem Hintergrund ihrer Auffassung von Architektur als grundlegender zivilisatorischer Errungenschaft legt sie dar, dass Zerstörungen inhärenter Bestandteil von Architektur sind, da Letztere immer wieder auf das Schaffen von Freiräumen angewiesen ist. In dem Maße, wie Architektur öffentlich ist, verweist die Autorin auf die kulturellen Bestände einer Region, einer Zivilisation oder auch eines (vermeintlich von allen geteilten) ›Welterbes‹. Letzteres erklärt die weltweite Bestürzung über den Brand von Notre-Dame. Derlei kollektive Empathie wich allerdings bald der Debatte, wie viel der Wiederaufbau wert sein darf und wie weit vom vorherigen baulichen Zustand abgewichen werden darf. Kulturerbepolitik folgt einem bestimmten Kanon, dessen Legitimität jedoch umstritten ist, wie auch der nächste Beitrag zeigt.

João Rizek kontrastiert die Historizität des Reichstagsgebäudes in Berlin als Ort der kollektiven Erinnerung mit dem brasilianischen Nationalmuseum in Rio

de Janeiro, dessen Großbrand 2018 mit einem beträchtlichen Verlust von Kulturgütern einherging. Im Fall des Nationalmuseums ist die Strategie einer Ästhetisierung des Ruinösen keine Option, da die Symbolik einer ›durch die Zeit gereiften‹ Ruine hier nicht greifen kann. Rizek argumentiert, dass die konventionelle Sichtweise auf Ruinen mit einer bestimmten – nämlich westeuropäischen und angloamerikanischen – Lesart der Geschichte verknüpft sei, während in kolonialen und postkolonialen Kontexten deutlich divergente Interpretationen von Historizität existieren können. Er schlägt vor, den dominierenden Duktus der ›Sprache der Ruinen‹ zu hinterfragen, weshalb die Möglichkeit entstehe, die vielfältigen regionalen Akzente dieser ›Sprache‹ zu erlernen und ihre Metaphorik neu zu erfahren.

Aspekte des Bewahrens, Konservierens und Restaurierens stehen in den nun folgenden Beiträgen im Vordergrund. *Florina Pop* geht davon aus, dass Ruinen eine Würde haben, die einen möglichst behutsamen Umgang mit der Wiederherstellung der einstmals von Vitruv formulierten Prinzipien der *firmitas*, *utilitas* und *venustas* (Standfestigkeit, Nützlichkeit und Schönheit) erfordert. Ruinen verkörpern eine Beeinträchtigung der Balance dieser drei Elemente. Jeder Versuch, diese Beeinträchtigung durch Restaurierung wieder ungeschehen zu machen, käme der Negierung von Bauwerken als stummen Zeugen der Geschichte gleich (Pop nennt sie »silent storytellers«). Nach einer kurzen Darlegung früherer Ansätze der Restaurierung beschreibt Pop die Alte Pinakothek in München, das Neue Museum in Berlin und das Museum für Naturkunde ebendort als Beispiele, wie ein kritischer und zugleich kreativer Ansatz der Wiederherstellung erfolgen kann (dies im Sinne einer bedeutungs offenen, nie auf Vollständigkeit abzielenden Form, wie wir eingangs mit Verweis auf *Ecos Opera Aperta* vorgestellt haben).

Es stellt sich die Frage, ob und inwiefern für die Konservierung von Bauten der Moderne die gleichen stilistischen Mittel angemessen sind, die für die Konservierung von Bauwerken aus früheren Epochen mittlerweile häufig Anwendung finden: Palimpsest, Hiatus, bewusst vollendete Nichtvollendung. *Katrine Majlund Jensen* und *Luise Rellensmann* illustrieren anhand der Villa Savoye (in einem Vorort von Paris), wie sich ein nicht unumstrittener Paradigmenwechsel im Denkmalschutz abzeichnet. Das Ideal des Bewahrens muss sich nicht notwendigerweise auf die Phase der vollen (und intendierten) Funktionalität des Gebäudes beziehen, sondern kann den Akzent auf die Vergänglichkeit des Objekts setzen: Sie stellen den Verfall der Formen und die Temporalität des Dinglichen heraus. Dieses neue Paradigma entzieht sich der Praktik, Konservierung als Bereinigung zu betreiben.

Ein besonders emblematischer Fall der Ruinierung dient *Marta Smolińska* als Grundlage ihrer Reflexion über kulturelles Gedächtnis und künstlerische Interventionen. Die ehemalige Festung Küstrin auf dem Territorium der Stadt Kostrzyn an der Oder wurde 1945 beschädigt und später geschleift. Die Grundmauern sind aber nach wie vor präsent und markieren die Umrisse einer historischen Stadtanlage, in der niemand mehr wohnt (woher die Metapher ›preußisches Pompeji‹ rührt). Lange Zeit weder dem polnischen noch dem deutschen Erinnerungsraum zugehörig erfährt dieser Ort infolge der Grenzöffnung eine künstlerische Neuaneignung, die nicht frei von Provokationen ist. Derlei Projekte

lassen sich als Versuch interpretieren, die Phantome und geisterhaften Schatten des Orts auf den Plan zu rufen und sie zugleich zu befrieden. Smolińska rekurriert dabei auf Andrzej Marzecs *Widmontologia* bzw. *Ontologie der Gespenster* (in Anlehnung an Jacques Derridas *Hauntology*).⁵⁵

Grenzen, Migration, Mobilität und Modernisierung sind Schlüsselbegriffe in den nun folgenden Studien aus dem Bereich der Ethnologie und Kultursociologie. Julia Pauli porträtiert von Migrant*innen finanzierte Bauprojekte in ihren Heimat- bzw. Herkunftsorten. Charakteristisch für diese Migrant*innen ist eine »anwesende Abwesenheit«. Aufgrund des oft zäh verlaufenden Bauprozesses wirken manche der von ihnen finanzierten Gebäude auf den ersten Blick wie Investmentruinen privater Art, aber sie werden – wie die Autorin an einem mexikanischen Fallbeispiel zeigt – erst dann zu Ruinen, wenn sich die sozialen Bande zwischen Migrant*in und örtlicher Gemeinschaft lösen, möglicherweise gar vollständig zerreißen. Was bleibt, ist wiederum eine nicht intendierte Nutzung – um im konkreten Bild des Fallbeispiels zu bleiben, sind es Ziegen, die den Garten der sorgfältig geplanten Traumvilla bevölkern.

Josephine Kanditt und Thomas Schmidt-Lux widmen ihren Beitrag den traditionellen Lehmziegelsiedlungen (*ḥārāt*), die während der rapiden Modernisierung des Oman ab 1970 teilweise oder gänzlich von der Bewohnerschaft verlassen wurden. Migration spielt also auch in diesem Fall eine Rolle, aber eher als Binnenmigration. Der Begriff der »klassischen Ruine« erscheint hier unpassend – lassen sich die *ḥārāt* also mit modernen Ruinen oder *lost places* vergleichen? Wie deuten Omanis und Tourist*innen die *ḥārāt*? Die touristische Wahrnehmung schwankt zwischen Ratlosigkeit und visueller Ästhetisierung, aber auch die bisher wenigen Kulturerbe-Initiativen vertreten ambivalente Positionen. Es ist dabei nicht ausgemacht, ob die allgegenwärtigen *ḥārāt* tatsächlich schon den Zustand des Ruinösen erreicht haben: Kanditt und Schmidt-Lux sprechen von »Archiven des Wohnens« und Gebäuden im Schwebezustand – als eine stille Reserve.

Dieter Reinisch beschreibt den blutigen Konflikt in Nordirland von 1968 bis 1998 sowie dessen Nachwirkungen und fragt, inwiefern die Gefängnisse, in denen einst IRA-Mitglieder inhaftiert waren, als Erinnerungsorte dienen können. Während das Gefängnis an der Crumlin Road in Belfast vor gut zehn Jahren zum Erinnerungsort mit eher kommerziellem Charakter umfunktioniert wurde, konnte die geplante Gedenkstätte im ehemaligen Hochsicherheitsgefängnis Long Kesh/Maze bisher nicht realisiert werden. Zu konträr sind die Deutungen, die sich mit den H-Blocks und dem Gefängnis Krankenhaus verbinden. Insbesondere der Krankenflügel ist symbolisch aufgeladen, da Bobby Sands (einer der prominentesten Gefangenen) hier im Hungerstreik verstarb. Reinisch bezieht sich unter anderem auf die Gegenwartsarchäologin Laura McAtackney, die Long Kesh/Maze als verlassen Ort dokumentiert und materielle Erinnerungsspuren festgehalten hat.

55 Zum Topos der unfreiwilligen Erinnerungen, die mit dem Erkunden von *lost places* und modernen Ruinen einhergehen, vgl. Pétursdóttir, Olsen 2014 (wie Anm. 27), S. 4987; DeSilvey, Edensor 2012 (wie Anm. 45), S. 471–472; ähnlich Wilkinson in diesem Band. Dass diese geisterhafte Ontologie nicht auf moderne Ruinen beschränkt ist, zeigt exemplarisch die von Thomas Meier zitierte Studie von Rose Macaulay: *The Pleasure of Ruins*. London: Weidenfeld and Nicolson 1953.

Der Bezug zur Archäologie der Gegenwart wird nicht nur in den Beiträgen von Kanditt und Schmidt-Lux sowie Reinisch sichtbar, sondern auch in dem folgenden Text von *Stefanie Samida*. Ihre Studie über die Nachnutzung der während der NS-Zeit errichteten Thingstätten thematisiert den teils sichtbaren, teils unsichtbaren Charakter dieser Orte ebenso wie ihre Positionierung entlang des Gradienten klassische Ruine–moderne Ruine–intakte Anlage. So präsentiert sich die Anlage in Heidelberg als ›fertige‹ Ruine, die Anlage in Borna hingegen als Open-Air-Arena und DDR-Erinnerungsort; demgegenüber sind die Überreste des Braunschweiger Thingplatzes kaum mehr zu erkennen. Anhand dieser drei ›Biografien‹ gelangt Samida zu einer allgemeinen Betrachtung der Ruinenwerdung ebenso wie der Ruinenverweigerung in beiden deutschen Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg.

Wie Ruinenwerdung im Detail abläuft, erörtert *Georg-Felix Sedlmeyer*. Seine Recherchen über das Schicksal des Dölitzer Schlösschens in Leipzig, das nach einer kriegsbedingten Teilerstörung ab 1944/45 als Steinbruch genutzt und 1947 schließlich abgerissen wurde, illustrieren, wie der Verfall eines Gebäudes durch eine ›spontane‹ Aneignung bzw. die Entwendung von Material ausgelöst oder beschleunigt wird. Städtischen Initiativen zum Erhalt des Gebäudes wurden dadurch in subtiler Weise die Basis entzogen. Mit der genauen Dokumentation der behördlichen Maßnahmen und der Handlungsabläufe, die letztendlich zur Niederlegung des Dölitzer Schlösschens führten, erinnert Sedlmeyer an ein wenig beachtetes, fast schon in Vergessenheit geratenes Phänomen deutscher Nachkriegs- und zugleich Ruinierungsgeschichte.

Marina Linares zeigt auf, warum der Zyklus des Bauens, Umbauens, Abreißen und Neubauens für militärische Bauten nur eingeschränkte Gültigkeit besitzt. Schauplatz der Betrachtungen ist die Stadt Köln und ihr weiteres Umland. Die Autorin bezieht sich nicht allein auf den im Stadtplan und Stadtbild klar erkennbaren Festungsgürtel, sondern auch auf die vielen, häufig kaum mehr sichtbaren Luftschutzbunker aus der NS-Zeit und die in der Nähe von Köln vorhandenen Reste des Westwalls. Deutlich wird die Gemengelage der Phasen des Festungsbaus einerseits und der Entfestigung andererseits. Linares fragt, inwieweit die Vernachlässigung der Bunker und KZ-Außenlager dem Schweigen und (aktiven) Vergessen während der Nachkriegsjahrzehnte geschuldet ist. Sie appelliert an die Kommunalpolitik, Initiativen des Gedenkens und Erinnerns stärker zu unterstützen. Ihr Beitrag enthält darüber hinaus eine Typologie des Umgangs mit Militärarchitektur zwischen Zerstören und Bewahren, zwischen Vergessen und Erinnern, zwischen »Tarnung und Warnung« (Linares zitiert hier Harald Kimpel).

Constanze Röhl und *Peter I. Schneider* führen die Betrachtungen über *lost spaces* fort; im Mittelpunkt steht bei ihnen die ehemalige Heeresversuchsanstalt Peenemünde. Der Mythos der technischen Innovation des Raketenbaus überschattet das Schicksal derjenigen, die zwischen 1938 und 1945 hier inhaftiert waren und Zwangsarbeit leisten mussten. Diese Szenerie – teilweise umstrittener Erinnerungsort, teilweise für die Öffentlichkeit gesperrtes Gelände – wird unter anderem von *urban explorers* genutzt. Röhl und Schneider analysieren nicht nur die visuellen und narrativen Motive, die auf Peenemünde Bezug nehmen, sondern auch jene, die andernorts entstanden bzw. in der Rooftopping-Szene in Umlauf

sind. Die auffällige Ich-Orientierung dieser Darstellungen wurde bereits zuvor in dieser Einleitung angesprochen; damit geht laut Röhl und Schneider eine »Sehnsuchtperspektive« einher, die an die Ruinenlust der Romantik erinnert.

Nicht alle *lost spaces* sind dermaßen spektakulär. Wer mit der Bahn, dem Auto oder dem Fahrrad unterwegs ist, wird vor allem in Ostdeutschland viele ungenutzte Gebäude passieren – ohne sie notwendigerweise zu *sehen*. Sie sind unscheinbar. *Patrick Kahle* spricht von *lost lost places* – vergessen also in einem doppelten Sinne: Abseits der großen städtischen Zentren erkundet er ehemalige Industriebauten und landwirtschaftliche Bauten, die zu DDR-Zeiten errichtet wurden und nun vielfach leer stehen. Leerstand und Gebäudeverfall kennzeichnen den Wechsel des politischen und des wirtschaftlichen Systems, das die Landschaft mit neuen baulichen Ensembles überzieht und von den bereits vorhandenen Elementen nur einige restauriert und bewahrt. Das Gutshaus erscheint des Wiederaufbaus würdig, nicht jedoch der LPG-Stall. Eine selektive Ästhetik? Ja, nicht zuletzt aufgrund des Umstands, dass das Gutshaus als historische Ruine gewertet wird, der LPG-Stall jedoch als moderne (peinliche und hässliche) Ruine, um auf die bereits ausgeführte Differenzierung zurückzukommen.

Kirsten Wagner widmet sich in ihrem Beitrag den künstlerischen Vermittlungen ruinöser Architekturen: Anhand von Korkmodellen antiker Ruinen, die im 18. Jahrhundert entstanden, stellt sie Überlegungen zur Medialität von Architektur an. Dabei versteht sie die historischen Fotografien dieser Korkmodelle ihrerseits als eine künstlerische Verarbeitung gewissermaßen zweiten Grades. Die Autorin widmet sich dem Phänomen der Ortsunabhängigkeit dieser künstlerischen Verarbeitungen, die nach ihrer Einschätzung mit einer Dekontextualisierung der ursprünglichen Gebäude einhergeht. Wiederum wird das Phänomen der Translokation und des Transports von Ruinen erkennbar, das in den Beiträgen von Löffler und Somhegyi aufscheint – diesmal jedoch als Zirkulieren von Ruinenmodellen.

Mit der Vorstellung des abschließenden Beitrags kehren wir zum Ausgangspunkt zurück: Die postmoderne Variante der Ruinenlust als ein Mittel der Selbstinszenierung wird herausgefordert durch die Brutalität gegenwärtiger Zerstörungen. Zu den ästhetisch bedeutsamen *lost places* und *slow ruins* gesellen sich traurigerweise gerade in der Gegenwart jede Menge *fast ruins*, die von kaltblütiger hegemonialer Arroganz zeugen. Wer würde beim Anblick eines von Bomben getroffenen Wohngebäudes über ästhetische Aspekte der Ruinierung sprechen wollen? Die Verlagerung des Fokus – weg von einer alternativen (oder als alternativ empfundenen) Ästhetik, hin zu einer ernsthaften Gesellschaftskritik – wird am ehesten in *Michael Diers'* Beitrag sichtbar: Die von ihm thematisierten künstlerischen Interventionen verwenden keine spielerisch-romantisierende, sondern eine schonungslose, eine anklagende Rhetorik. Nicht die Ruine, die Trümmer werden zum »Gegen-Stand«. Zerstörte Baukörper, zerrissene menschliche Körper. *Diers* plädiert in seinem Beitrag für einen ehrlichen, ungeschönten künstlerischen und journalistischen Umgang mit der Grausamkeit der Zerstörung.

Am Ende dieses Überblicks müssen wir uns der von *Krasmann* geäußerten Einsicht anschließen, dass Kreativität, Kultur und Kultivierung nicht vor Grausamkeiten und Zerstörungen schützen. Diese traurige und verstörende Einsicht erfährt gerade jetzt eine neue Aktualität. Dennoch hoffen wir, dass diese

Einleitung ebenso wie der Sammelband als Ganzes einige zentrale Leitlinien historischer und gegenwärtiger Konzeptualisierungen des Phänomens Ruine verdeutlicht und die Vielfalt der Zugänge darlegt.

Danksagung

Wir danken zunächst allen Vortragenden, die sich an der Ringvorlesung »Ruinen aus der Sicht der Kulturwissenschaften. Materialität im Verfall – Nachnutzungen – Umdeutungen« beteiligt haben. Zudem sind wir den Studierenden und anderen Anwesenden für die rege Beteiligung und die Diskussionen dankbar. Natalie Isaak leistete wertvolle technische und organisatorische Hilfe. Für die Gewährung der Publikationsrechte des Titelbilds der Ringvorlesung und des Sammelbands geht unser Dank an Miriam Heun, North Star Chronicles. Nahezu alle Vorträge mündeten in Manuskripte für den vorliegenden Sammelband.

Das Lektorat übernahmen Kirsten Rachowiak und Patty A. Gray, die grafische Umsetzung lag in den Händen von Gunnar Musan – auch ihnen möchten wir unseren herzlichen Dank aussprechen. Die Sutor-Stiftung hat die Ringvorlesung finanziell unterstützt sowie Druckkostenzuschüsse für den vorliegenden Band beigesteuert. Seitens des Verlags transcript betreute Linda Dümpelmann diese Publikation.

Ein besonderer Dank geht an unsere Kollegin Margit Kern für die Vernetzung innerhalb des Fachbereichs Kulturwissenschaften der Universität Hamburg. Dies war eine Voraussetzung für das Zustandekommen der Ringvorlesung und des Buchprojekts. Joachim Otto Habeck dankt überdies Stephan Dudeck und Christian Habeck für zahlreiche Erkundungen von *lost places* in Brandenburg und darüber hinaus im Laufe von nunmehr 25 Jahren. Nicht zuletzt aufgrund dieser Eindrücke entstand die Idee, eine Ringvorlesung zu konzipieren. Außerdem geht sein Dank an Diplom-Ingenieur Christian Elßner (Nöfer Architekten, Berlin) für anregende Gespräche und Kommentare zur europäischen Ruinenrezeption in diversen Epochen.